

NICCI FRENCH
Das rote Zimmer

Buch

Eines Abends erhält Kit Quinn Besuch von der Londoner Mordkommission. Ein junges Mädchen wurde tot an einem Kanal aufgefunden; die Leiche der Unbekannten ist grausam zugerichtet. Die Polizei hat einen Verdächtigen aufgegriffen und bittet die erfahrene Psychiaterin nun um ihre Mithilfe. Kit kennt den Mann – er hat sie vor drei Monaten während einer Therapiesitzung tötlich angegriffen. Trotz ihrer Befürchtungen, einer erneuten Begegnung mit diesem Mann noch nicht wieder gewachsen zu sein, entschließt sich Kit zur Mitarbeit. Für den leitenden Ermittler Inspektor Oban ist die Sache klar: Michael Doll, verwahrlost, vorbestraft, verhaltensauffällig, hat den Mord begangen. Aber Kit, die zwischen Mitleid und Angst hin und her gerissen ist, zwingt die Polizei, ihr schnelles Urteil zu revidieren, denn die Beweise gegen Doll sind fadenscheinig. Außerdem ist Kit auf einen weiteren Frauenmord gestoßen, der die Handschrift desselben Täters trägt, und ist fortan fest davon überzeugt, der Lösung des Falles sehr nahe zu sein. Doch dann geschieht etwas, das Kits immer wiederkehrenden Alptraum von einem roten Zimmer blutige Wirklichkeit werden lässt ...

Autorin

Nicci French sorgte bereits mit ihren ersten beiden Spannungsromanen für Furore. Die in London lebende Journalistin hat sich längst einen Namen als Englands neue »Lady of Crime« gemacht. »Das rote Zimmer« ist ihr fünfter Roman.

Von Nicci French sind außerdem als Goldmann Taschenbuch lieferbar:

- Der Glaspavillon. Roma (43551)
- Ein sicheres Haus. Roman (43552)
- Höhenangst. Roman (44894)
- Der Sommermörder. Roman (45425)
- In seiner Hand. Roman (45946)
- Der falsche Freund. Roman (46176)

Nicci French

Das
rote Zimmer

Roman

Deutsch von Birgit Moosmüller

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2002
unter dem Titel »The Red Room«
bei Michael Joseph, London

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

Einmalige Sonderausgabe
Taschenbuchausgabe September 2007
Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Copyright © der Originalausgabe 2001
by Joined-Up Writing
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2002
by C. Bertelsmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagfoto: buchcover.com / doublepointpictures
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-46614-6

www.goldmann-verlag.de

FÜR KARL, FIONA UND MARTHA

Man hüte sich vor schönen Tagen. An schönen Tagen passieren oft schlimme Dinge. Vielleicht liegt es daran, dass man leichtsinnig wird, wenn man glücklich ist. Man hüte sich auch davor, zu viel zu planen, denn dann konzentriert man seinen Blick auf das Geplante, und genau in dem Moment beginnt dort, wo man gerade nicht hinsieht, irgendetwas schief zu laufen.

Ich habe mal meinem Professor bei einer Studie über Unfälle geholfen. Ein Team von uns sprach mit Leuten, die überfahren, in Maschinen hineingezogen oder unter Autos hervorgezerrt worden waren. Andere waren von einem Brand überrascht worden, eine Treppe hinuntergefallen oder von einer Leiter gestürzt. Seile und Kabel waren gerissen, Fußböden hatten nachgegeben, Wände waren umgekippt, Zimmerdecken heruntergekracht. Es gibt keinen Gegenstand auf der Welt, der sich nicht gegen einen wenden kann. Wenn das Ding es nicht schafft, dir auf den Kopf zu fallen, dann kann es rutschig werden oder dich schneiden, oder du kannst es verschlucken. Und wenn bestimmte Gegenstände in menschliche Hände geraten, dann ist das noch mal eine ganz andere Geschichte.

Die Studie erwies sich in mancherlei Hinsicht als problematisch. Zum einen handelte es sich um Unfallopfer, die für unsere Fragen nicht zur Verfügung standen, weil sie tot waren. Hätten sie eine andere Geschichte zu erzählen gehabt? In dem Moment, als der Korb kippte und die Fensterputzer, den Schwamm noch in der Hand, aus dem zwanzigsten Stock in die Tiefe stürzten, dachten sie da noch etwas anderes als: O verdammt! Unter den Übrigen gab es Leute, die zum Zeitpunkt ihres Missgeschicks erschöpft, überglücklich, depressiv, betrunken, mit

Drogen voll gepumpt oder abgelenkt waren. Andere hatten einfach nur Pech gehabt. Eins aber war ihnen allen gemeinsam: Zum betreffenden Zeitpunkt waren sie mit den Gedanken nicht bei der Sache gewesen. Aber das ist ja wiederum die Definition eines Unfalls: Irgendetwas bricht gewaltsam in das ein, worauf man gerade seine Gedanken konzentriert, wie ein Räuber, der einen auf einer unbelebten Straße überfällt.

Als es schließlich darum ging, die Ergebnisse zusammenzufassen, war das zugleich einfach und schwer. Einfach deshalb, weil die meisten Schlussfolgerungen auf der Hand lagen. Wie schon auf dem Arzneifläschchen zu lesen steht, sollte man unter dem Einfluss von Medikamenten keine schweren Maschinen bedienen. Ebenso wenig sollte man die Schutzvorrichtung von der Kleiderpresse entfernen, selbst wenn sie einen stört, und es ist auch nicht ratsam, einen fünfzehnjährigen Lehrling mit der Bedienung des Geräts zu betrauen. Vor dem Überqueren einer Straße sollte man in beide Richtungen sehen.

Doch sogar Letzteres war problematisch. Wir versuchten, Dinge zu fassen zu bekommen, die die Leute irgendwo am Rand registriert hatten. Das Problem dabei ist, dass kein Mensch es schafft, alles, was er wahrnimmt, auch bewusst in sein Denken einzubeziehen. Sobald wir uns einer Gefahrenquelle zuwenden, bekommt etwas anderes Gelegenheit, sich von hinten an uns heranzuschleichen. Wenn wir nach links sehen, hat irgendetwas rechts von uns die Chance, uns zu kriegen.

Vielleicht ist es das, was uns die Toten erzählt hätten. Und vielleicht wollen wir manche dieser Unfälle ja auch gar nicht missen. Wenn ich mich in meinem Leben verliebt habe, dann nie in den Menschen, den ich eigentlich hätte mögen sollen, den netten Kerl, mit dem meine Freunde mich verkuppeln wollten. Was nicht heißen soll, dass es jedes Mal der Falsche war, aber in der Regel doch jemand, der in meinem Leben eigentlich gar nichts verloren gehabt hätte. Ich habe mal einen wunderschönen Sommer mit jemandem verbracht, den ich kennen lernte, weil er der Freund eines Freundes war, der meiner besten

Freundin beim Umzug in ihre neue Wohnung half, weil der andere Freund, der eigentlich kommen und helfen wollte, bei einem Fußballspiel einspringen musste, weil ein anderer sich das Bein gebrochen hatte.

Das alles ist mir bekannt, aber dieses Wissen bringt nichts. Es hilft einem lediglich, das Geschehene im Nachhinein zu verstehen. Und manchmal nicht einmal das. Trotzdem ist es passiert, daran besteht kein Zweifel. Ich nehme an, das Ganze begann damit, dass ich in die andere Richtung schaute.

Es war an einem sonnigen Vormittag im Mai. An meiner Zimmertür klopfte es, und noch ehe ich etwas sagen konnte, ging sie auf, und ich sah das lächelnde Gesicht von Francis vor mir. »Dein Termin ist abgesagt worden«, erklärte er.

»Ich weiß.«

»Dann hast du ja Zeit...«

»Also...«, begann ich. In der Welbeck-Klinik war es immer gefährlich zuzugeben, dass man Zeit hatte, denn dann wurde einem sofort irgendeine Arbeit aufs Auge gedrückt. In der Regel handelte es sich dabei um die Dinge, mit denen sich die älteren Kollegen nicht herumschlagen wollten.

»Kannst du eine Beurteilung für mich übernehmen?«, fragte Francis rasch.

»Also...«

Sein Lächeln wurde breiter. »Was ich eigentlich sagen will, ist natürlich: »Übernimm eine Beurteilung für mich!«, aber ich formuliere es aus Gründen der Höflichkeit auf die konventionelle, weniger direkte Art.«

Das ist einer der Nachteile, die man in Kauf nehmen muss, wenn man in einem therapeutischen Umfeld arbeitet: Man hat mit Leuten wie Francis Hersh zu tun, der erstens nicht einmal guten Morgen sagen konnte, ohne es in Führungszeichen zu setzen und anschließend sofort zu analysieren, und zweitens... Aber lassen wir das. Im Fall von Francis könnte ich mich über zweitens und drittens locker bis zu zehntens vorarbeiten.

»Worum geht's?«

»Eine Polizeisache. Sie haben jemanden aufgegriffen, der auf der Straße herumgebrüllt hat oder so was in der Art. Wolltest du gerade gehen?«

»Ja.«

»Das passt ja wunderbar. Du brauchst auf dem Heimweg nur schnell auf dem Revier in Stretton Green vorbeizuschauen und einen Blick auf den Typen zu werfen, damit sie ihn schnell wieder loskriegen.«

»In Ordnung.«

»Frag nach DI Furth. Er erwartet dich.«

»Wann?«

»Vor ungefähr fünf Minuten.«

Ich rief Poppy an, mit der ich auf einen Drink verabredet war, und erwischte sie gerade noch rechtzeitig, um ihr zu sagen, dass ich mich ein paar Minuten verspäten würde.

Wenn jemand wegen öffentlicher Ruhestörung auffällig wird, kann es recht schwierig sein zu beurteilen, ob der oder die Betreffende böse, betrunken, geisteskrank, körperlich krank, verwirrt, missverstanden, grundsätzlich ein Ekel, aber harmlos oder – in Einzelfällen – eine echte Bedrohung ist. Normalerweise verfährt die Polizei mit solchen Fällen recht willkürlich. In der Regel rufen sie uns nur, wenn extreme und eindeutige Gründe vorliegen. Vor einem Jahr aber war ein bereits festgenommener, dann jedoch wieder auf freien Fuß gesetzter Mann ein paar Stunden später mit einer Axt bewaffnet in der nächsten Hauptstraße aufgetaucht und hatte zehn Personen verletzt, von denen eine alte Frau ein paar Wochen später starb. Es hatte eine Meinungsumfrage gegeben, deren Ergebnis seit einem Monat vorlag, was zur Folge hatte, dass uns die Polizei zurzeit ständig um Rat bat.

Ich war schon mehrmals auf dem Revier gewesen, mit Francis oder allein. Das Komische daran war, dass wir, indem wir nach bestem Wissen und Gewissen herauszufinden versuchten, was mit diesen meist recht traurigen, verwirrten und übel riechenden Gestalten, die uns in einem Raum in Stretton Green

gegenübersaßen, los war, in erster Linie der Polizei ein Alibi verschafften. Wenn dann das nächste Mal etwas schief ging, konnten sie die Verantwortung auf uns abwälzen.

Detective Inspector Furth war ein gut aussehender Mann, nicht viel älter als ich. Er begrüßte mich mit einem amüsierten, fast unverschämten Gesichtsausdruck, der mich veranlasste, nervös an meinen Kleidern hinunterzusehen, ob alles richtig saß. Aber schon einen Moment später wurde mir klar, dass das sein ganz normaler Gesichtsausdruck war, sein Schutzschild gegen die Welt. Er trug sein blondes Haar streng nach hinten gekämmt, und sein Kinn war kantig wie mit dem Lineal nachgezogen. Seine Haut wirkte leicht narbig. Vielleicht hatte er als Kind unter Akne gelitten.

»Dr. Quinn«, sagte er mit einem Lächeln und streckte mir die Hand entgegen. »Nennen Sie mich Guy. Ich bin neu hier.«

»Freut mich, Sie kennen zu lernen.« Er drückte meine Hand so fest, dass ich das Gesicht verzog.

»Ich hatte nicht damit gerechnet, dass Sie noch so... ähm... jung sind.«

»Tut mir Leid«, begann ich, brach aber gleich wieder ab. »Wie alt sollte ich denn Ihrer Meinung nach sein?«

»Treffer!«, antwortete er, noch immer lächelnd. »Und Sie heißen Katherine – Kit abgekürzt. Das weiß ich von Dr. Hersh.«

Früher sagten nur meine Freunde Kit zu mir. Die Kontrolle darüber war mir schon vor Jahren entglitten, aber ich zuckte immer noch leicht zusammen, wenn ein Fremder mich so nannte.

»Wo ist er?«

»Diese Richtung. Möchten Sie eine Tasse Tee oder Kaffee?«

»Danke, aber ich bin ein wenig in Eile.«

Er führte mich durch das Großraumbüro. An einem der Schreibtische blieb er kurz stehen und griff nach einer wie ein Rugbyball geformten Tasse, bei der der Deckel gekappt war wie bei einem Frühstücksei.

»Meine Glückstasse«, erklärte er, während ich ihm durch

eine Tür am hinteren Ende des Raums folgte. Vor dem Verhör-
raum blieb er stehen.

»Mit wem habe ich es zu tun?«, fragte ich.

»Einer Ratte namens Michael Doll.«

»Und?«

»Er hat sich auf dem Gelände einer Grundschule rumgetrie-
ben.«

»Hat er Kinder belästigt?«

»Nicht direkt.«

»Wieso ist er dann hier?«

»Die Eltern dort haben eine Aktionsgruppe gegründet. Sie
verteilen Handzettel. Dabei ist er ihnen aufgefallen, und die Si-
tuation wurde ein wenig unangenehm.«

»Versuchen wir es doch mal anders herum: Wieso bin *ich*
hier?«

Furth wich meinem Blick aus. »Sie kennen sich doch mit sol-
chen Sachen aus, oder? Man hat mir gesagt, Sie arbeiten in Mar-
ket Hill.«

»Hin und wieder, ja.« In der Tat teile ich meine Zeit auf zwi-
schen Market Hill, einem Krankenhaus für geisteskrankte Ver-
brecher, und der Welbeck-Klinik, die der Mittelklasse thera-
peutischen Beistand bietet.

»Jedenfalls ist er ein seltsamer Typ. Er hat recht komisches
Zeug geredet. Murmelt die ganze Zeit vor sich hin. Wir haben
uns schon gefragt, ob er vielleicht schizophran ist oder so.«

»Was wissen Sie über ihn?«

Furth rümpfte die Nase, als könnte er den Gestank des Man-
nes durch die Tür riechen. »Neunundzwanzig Jahre alt. Tut
nicht viel. Ein bisschen Taxifahren.«

»Ist er früher schon mal wegen sexueller Belästigung aufge-
fallen?«

»Nicht wirklich. Leichter Hang zum Exhibitionismus.«

Ich schüttelte den Kopf. »Finden Sie das alles nicht ein biss-
chen vage?«

»Was, wenn er trotzdem gefährlich ist?«

»Sie meinen, wenn er der Typ Mensch ist, der irgendwann in der Zukunft gewalttätig werden könnte? Genau solche Fragen habe ich meiner Betreuerin gestellt, als ich in der Klinik anfang. Sie hat mir geantwortet, das würden wir jetzt wahrscheinlich nicht feststellen können und uns hinterher alle ganz schrecklich fühlen.«

Furth runzelte die Stirn. »Ich bin solchen Scheißkerlen wie Doll begegnet, *nachdem* sie ihr Verbrechen begangen hatten. Dann findet die Verteidigung immer jemanden, der vor Gericht über die schwierige Kindheit dieser Leute faselt.«

Michael Doll hatte volles Haar, das ihm in Locken bis auf die Schultern fiel, und ein hageres Gesicht mit vorstehenden Wangenknochen. Seine Züge wirkten seltsam zart. Insbesondere seine Lippen erinnerten mit ihrer ausgeprägten Herzform an die einer jungen Frau. Allerdings hatte er ein auswärts schielendes Auge, und es war schwer zu sagen, ob er mich ansah oder knapp an mir vorbei. Seiner Bräune nach zu urteilen, verbrachte er einen Großteil seiner Zeit im Freien. Ich hatte den Eindruck, dass der Raum auf ihn beklemmend wirkte. Seine großen, schwieligen Hände hielten einander umklammert, als versuchten sie, sich gegenseitig am Zittern zu hindern.

Er trug Jeans und eine graue Windjacke, die nicht weiter seltsam gewirkt hätte, wäre darunter nicht der dicke orangefarbene Pulli gewesen, den sie nicht ganz verdeckte. In einem anderen Leben, einer anderen Welt wäre er vielleicht ein attraktiver Typ gewesen, so aber hatte er etwas Unheimliches an sich, das ihn umgab wie ein übler Geruch.

Als wir den Raum betraten, sprach er gerade schnell und nahezu unverständlich auf eine gelangweilt wirkende Beamtin ein. Ihr war anzusehen, wie erleichtert sie über unser Erscheinen war. Nachdem sie mir Platz gemacht hatte, setzte ich mich gegenüber von Michael Doll an den Tisch und stellte mich vor. Ich verzichtete darauf, ein Notizbuch herauszuholen. Wahrscheinlich würde das gar nicht nötig sein.

»Ich werde Ihnen ein paar einfache Fragen stellen«, erklärte ich.

»Die haben es auf mich abgesehen«, murmelte Doll. »Sie wollen mich dazu bringen, irgendwelche Sachen zuzugeben.«

»Ich bin nicht hier, um mit Ihnen über das zu sprechen, was Sie getan haben. Ich möchte bloß herausfinden, wie es Ihnen geht. Ist das in Ordnung?«

Er blickte sich argwöhnisch um. »Ich weiß nicht. Sind Sie von der Polizei?«

»Nein. Ich bin Ärztin.«

Seine Augen weiteten sich. »Glauben Sie, ich bin krank? Oder verrückt?«

»Was glauben *Sie* denn?«

»Mir fehlt nichts.«

»Dann ist es ja gut.« Ich fand selbst, dass meine Stimme widerlich herablassend klang. »Nehmen Sie irgendwelche Medikamente?« Er starrte mich verwirrt an. »Tabletten? Oder Tropfen?«

»Ich nehme was für meine Verdauung. Ich bekomme immer solche Schmerzen. Nachdem ich gegessen habe.« Er klopfte gegen seine Brust.

»Wo wohnen Sie?«

»Ich habe ein Zimmer. Drüben in Hackney.«

»Sie leben allein?«

»Ja. Irgendwas dagegen einzuwenden?«

»Nicht das Geringste. Ich lebe auch allein.«

Dolls Lippen verzogen sich zu einem kleinen Grinsen. Es sah nicht besonders nett aus. »Haben Sie einen Freund?«

»Sie?«

»Ich bin doch keine Schwuchtel!«

»Ich meine, haben Sie eine Freundin?«

»Sie zuerst!«, gab er in scharfem Ton zurück.

Er war durchaus schlagfertig. Versuchte mich sogar zu manipulieren. Was aber noch lange nicht hieß, dass er verrückter war als die übrigen im Raum Anwesenden.

»Ich bin hier, um etwas über *Sie* zu erfahren«, antwortete ich.

»Sie sind genau wie die anderen.« In seiner Stimme schwang jetzt ein wütendes Zittern mit. »Sie wollen mich in eine Falle locken. Etwas aus mir rauskitzeln.«

»Was könnte ich denn aus Ihnen rauskitzeln?«

»Ich weiß nicht, ich ... ich ...« Er fing zu stammeln an. Seine Hände umklammerten die Tischkante. An seiner Schläfe pulsierte eine Ader.

»Ich will Sie nicht in eine Falle locken, Michael.« Ich stand auf und sah zu Furth hinüber.

»Ich bin fertig.«

»Und?«

»Ich sehe keine Probleme.«

Neben mir hörte ich Doll weiterplappern wie ein Radio, das jemand auszuschalten vergessen hatte.

»Wollen Sie ihn denn nicht fragen, was er bei der Schule zu suchen hatte?«

»Warum?«

»Weil er ein Perverser ist, darum!« Inzwischen war das Lächeln aus Furths Gesicht verschwunden. »Er ist eine Gefahr für andere, und wir dürfen nicht zulassen, dass er sich in der Nähe von Kindern rumtreibt.« Dieser Teil war an mich gerichtet. Nun begann er an mir vorbei mit Doll zu sprechen. »Glauben Sie bloß nicht, dass Ihnen das irgendwas bringt, Mickey. Wir wissen über Sie Bescheid.«

Ich warf einen Blick zu Doll hinüber. Sein Mund stand offen wie bei einem Frosch oder Fisch. Ich wandte mich zum Gehen. Ab diesem Zeitpunkt bekam ich die Dinge nur noch bruchstückhaft mit. Ein klirrendes Geräusch. Ein Schrei. Ein Stoß von der Seite. Ein reißendes Gefühl an der einen Hälfte meines Gesichts, von oben nach unten. Ich konnte es fast hören. Rasch gefolgt von einem warmen Schwall auf meinem Gesicht und meinem Hals. Der Boden, der mir entgegenkam. Linoleum, das hart gegen meinen Körper schlug. Ein Gewicht auf mir. Schreie. Andere Menschen um mich herum. Ich versuchte, mich hoch-

zustemmen, glitt aber aus. Meine Hand war nass. Ich starrte sie an. Blut. Überall Blut. Alles war rot. Unglaubliche Mengen von Blut überall. Ich wurden über den Boden gezerrt, hochgehoben.

Es war ein Unfall. Ich war der Unfall.

1. KAPITEL

Und ich hab gesagt: »Ja, ja, ich glaube an Gott, aber Gott kann auch der Wind in den Bäumen und der Blitz am Himmel sein.« Er beugte sich vor und deutete mit seiner Gabel auf mich. Der Mann, mit dem ich am Ende des Abends nicht nach Hause gehen, dessen Telefonnummer ich verlieren würde. »Gott kann das eigene Gewissen sein. Oder ein anderer Name für die Liebe. Oder der Urknall. »Ja«, hab ich gesagt, »ich bin der Überzeugung, dass sogar der Urknall eine Bezeichnung für den Glauben eines Menschen sein kann.« Darf ich Ihnen nachschenken?« Das war der Stand der Dinge, den wir an diesem Abend erreicht hatten. Sechs Flaschen Wein für acht Leute, und das, obwohl wir erst beim Hauptgang angelangt waren. Labberiger Fisch mit Erbsen. Poppy ist eine der schlechtesten Köchinnen, die ich kenne. Sie produziert riesige Mengen, die wie misslungene Babynahrung schmecken. Ich warf einen Blick zu ihr hinüber. Sie war gerade in irgendeine Diskussion mit Cathy verwickelt, fuchtelte dabei übertrieben dramatisch mit den Armen herum und saß so weit nach vorn gebeugt, dass ihr ein Ärmel in den Teller hing. Trotz ihrer herrischen Art war sie im Grunde ein ängstlicher und unsicherer, vielleicht sogar unglücklicher Mensch, aber stets großzügig – sie gab diese kleine Party anlässlich meiner Genesung und bevorstehenden Rückkehr in die Arbeit. Offenbar spürte sie meinen Blick, denn sie schaute zu mir herüber und lächelte mich an. Plötzlich sah sie wieder so jung aus wie die Studentin, die ich zehn Jahre zuvor kennen gelernt hatte.

Kerzenlicht schmeichelt jedem. Die Gesichter rund um den Tisch schienen auf geheimnisvolle Weise zu strahlen. Ich betrachtete Seb, Poppys Ehemann. Er war Arzt, genauer gesagt

Psychiater. Unsere Reviere grenzten aneinander, zumindest hatte er das irgendwann mal so ausgedrückt. Ich hatte mich nie als Besitzerin eines Reviers gesehen, aber Seb wirkte manchmal wirklich wie ein Hund, der in seinem Garten patrouillierte und jeden anbellte, der sich zu nahe heranwagte. Seine scharfen Züge wurden durch das freundliche, flackernde Licht etwas gemildert. Cathy wirkte nicht mehr dunkel und schwer, sondern golden und weich. Ihr Mann saß am anderen Tischende in geheimnisvolles Dämmerlicht gehüllt, während der Mann zu meiner Linken nur aus Licht- und Schattenflächen zu bestehen schien.

»Ich hab zu ihr gesagt: ›Wir haben alle das Bedürfnis, an irgendetwas zu glauben. Gott kann auch für unsere Träume stehen. Wir alle brauchen Träume.«

»Das stimmt.« Ich schob mir eine Gabel voll Kabeljau in den Mund.

»Liebe. ›Was ist das Leben ohne Liebe?«, hab ich gesagt. Ich hab gesagt« – er sprach jetzt lauter, an den ganzen Tisch gewandt – »›Was ist das Leben ohne Liebe?«

»Auf die Liebe«, meinte Olive und hob lachend ihr leeres Glas. Ihr Lachen klang wie das Geläut einer gesprungenen Glocke. Sie war eine große, dunkle, an einen Raubvogel erinnernde Frau, deren blauschwarzes Haar sich auf ihrem Kopf dramatisch türmte. Auf mich wirkt sie seit jeher eher wie ein Model, nicht wie eine Geriatrieschwester. Sie lehnte sich vor und platzierte einen schmatzenden Kuss auf den Mund ihres neuen Freundes, der zurückgelehnt neben ihr saß und einen leicht genommenen Eindruck machte.

»Gibt es jemanden in Ihrem Leben?«, murmelte mein Nachbar. Er war wirklich ziemlich beschwipst. »Jemanden, den Sie lieben?«

Blinzelnd versuchte ich mich zu erinnern. An eine andere Party, ein anderes Leben, bevor ich fast gestorben und als eine Frau ins Leben zurückgekehrt war, deren Gesicht von einer Narbe zweigeteilt wurde: Albie in einem ungenutzten Schlaf-

zimmer in einem fremden Haus, mit einer anderen Frau, die Hände auf ihrem erdbeerrotten Kleid. Er streifte ihr die Träger von den Schultern, berührte ihre cremeweißen Brüste. Sie hatte die Augen geschlossen und den Kopf zurückgelegt. Ihr kräftig roter Lippenstift war verschmiert. Betrunkener nuschte er: »Nein, nein, wir dürfen das nicht!«, ließ sie aber trotzdem gewähren, blieb völlig locker und passiv, während ihre Finger sich an seinem Reißverschluss zu schaffen machten. Ich hatte auf dem Treppenabsatz gestanden und zu ihnen hineingespäht, unfähig, mich zu bewegen oder einen Laut von mir zu geben. Es gibt nur eine begrenzte Anzahl von Dingen, die man beim Sex tun kann, dachte ich damals, während ich auf diese Szene starrte. All die Gesten, von denen wir glauben, es seien unsere ganz persönlichen, gehören genauso anderen Leuten. Die Art, wie sie mit dem Daumen über seine Unterlippe strich. Ich mache das auch so. In dem Moment entdeckte mich Albie, und ich dachte: Es gibt nur eine begrenzte Anzahl von Arten, wie man seinen Geliebten mit einer anderen erwischen kann. Es erschien mir so abgedroschen. Sein schönes Hemd hing an ihm herunter. Wir hatten einander angestarrt, die sich rekelnde Frau zwischen uns. Ich konnte meinen Herzschlag hören. Was ist das Leben ohne Liebe?

»Nein«, antwortete ich. »Zurzeit nicht.«

Poppy klopfte mit dem Messer gegen ihr Glas. Oben im ersten Stock hörte ich ein Kind kreischen. Über unseren Köpfen schlug etwas dumpf auf den Boden. Seb runzelte die Stirn.

»Ich möchte einen Toast aussprechen.« Poppy räusperte sich.

»Warte noch einen Moment, lass mich erst die Gläser nachfüllen.«

»Vor drei Monaten passierte Kit diese schreckliche... Sache...«

Mein Tischnachbar wandte sich zu mir um und starrte auf mein Gesicht. Ich hob die Hand, um die Narbe zu bedecken, als könnte sein Blick sie zum Brennen bringen.

»Sie ist von einem Wahnsinnigen angegriffen worden.«

»Also...«, begann ich zu protestieren.

»Alle, die wie ich an ihrem Krankenbett gestanden... die gesehen haben, was er ihr angetan hatte... wir waren völlig entsetzt.« Der Alkohol und die Rührung ließen Poppys Stimme schwanken. Verlegen starrte ich auf meinen Teller. »Aber niemand sollte sie nach dem äußeren Schein beurteilen.« Sie lief rot an und sah erschrocken zu mir herüber. »Ich meine nicht die... du weißt schon.« Wieder hob ich die Hand ans Gesicht. Ich erappte mich jetzt ständig bei dieser Geste des Selbstschutzes, zu der ich damals nicht fähig gewesen war. »Sie mag ja einen sehr sanften Eindruck machen, aber in Wirklichkeit ist sie eine starke, mutige Frau. Sie war schon immer eine Kämpferin, und deswegen sitzt sie jetzt auch hier bei uns und fängt am Montag wieder zu arbeiten an. Dieser Abend ist für sie, und ich möchte, dass ihr alle eure Gläser hebt, um ihre Genesung zu feiern und... na ja, das war's eigentlich schon. Ich war noch nie besonders gut im Redenhalten. Jedenfalls trinken wir jetzt auf unsere liebe Kit!«

»Auf Kit!«, riefen alle im Chor. Ihre Gläser stießen über den Resten des Essens klirrend aneinander. Alle Gesichter um mich herum leuchteten, lächelten mich an, verschwammen für ein paar Momente im Kerzenlicht, um dann von neuem Gestalt anzunehmen. »Kit!«

Ich brachte ein Lächeln zustande. Eigentlich wollte ich das alles gar nicht und fühlte mich deswegen schlecht.

»Komm schon, Kit, du musst auch eine Rede halten!« Sebastian grinste mich an. Wahrscheinlich kennen Sie sein Gesicht oder seine Stimme. Sie haben bestimmt schon seine Meinung über alles Mögliche gehört, angefangen von Serienkillern bis hin zu kindlichen Alpträumen oder kollektivem Massenwahn. Er macht mir oft Komplimente, lächelt mich an und tut sein Bestes, um mich aufzubauen, aber ich nehme an, im Grunde hält er mich für eine hoffnungslose Anfängerin in seinem Beruf. »Du kannst nicht nur schüchtern dasitzen und lieb schauen, Kit. Sag was!«

»Also gut.« Ich musste an Michael Doll denken, wie er sich

mit erhobener Hand auf mich stürzte. »Eigentlich bin ich gar keine Kämpferin. Im Gegenteil, ich –« Von oben drang ein Schrei, gefolgt von lautem Geheul.

»Herrje!«, seufzte Poppy und stand auf. »Andere Kinder liegen um halb elf im Bett und schlafen. Unsere tragen noch Ringkämpfe aus. Bin gleich wieder da.«

»Nein, lass mich gehen!« Rasch schob ich meinen Stuhl zurück.

»Sei nicht blöd!«

»Nein, wirklich, ich möchte gern. Ich habe die Kinder den ganzen Abend nicht gesehen. Ich möchte ihnen gute Nacht sagen.«

Ich rannte praktisch aus dem Zimmer. Während ich die Treppe hinaufstieg, hörte ich Kinderfüße den Gang entlangrennen, begleitet von leisem Wimmern. Als ich schließlich in ihr Zimmer trat, lagen Amy und Megan bis zum Hals zugedeckt in ihren Betten. Megan, mit ihren sieben Jahren die Ältere der beiden, stellte sich schlafend, auch wenn mir ihre zitternden Lider verrieten, welche Anstrengung es sie kostete, die Augen geschlossen zu halten. Die fünfjährige Amy hatte die Augen weit offen. Neben ihr auf dem Kissen lag ein Plüschhase mit Knopfaugen und abgewetzten Ohren.

»Hallo, ihr zwei!« Ich ließ mich auf dem Fußende von Amys Bett nieder. Im Licht des Nachtlämpchens konnte ich sehen, dass sie einen roten Fleck auf der Wange hatte.

»Kitty«, sagte sie. Abgesehen von Albie waren diese beiden die einzigen Menschen, die mich Kitty nannten. »Megan hat mich geschlagen.« Megan setzte sich entrüstet auf. »Lügnerin! Sie hat mich gekratzt! Schau her! Man kann es noch genau sehen!« Sie hielt mir ihre Hand hin.

»Sie hat Spatzenhirn zu mir gesagt!«

»Hab ich nicht!«

»Ich bin gekommen, um euch gute Nacht zu sagen.«

Beide saßen jetzt mit zerzausten Haaren, leuchtenden Augen und geröteten Wangen in ihren Betten. Ich legte eine Hand auf

Amys Stirn. Sie fühlte sich heiß und feucht an. Ein sauberer Geruch nach Seife und Kinderschweiß stieg von ihr auf. Sie hatte Sommersprossen auf der Nase und ein spitzes Kinn.

»Es ist schon spät«, sagte ich.

»Amy hat mich aufgeweckt«, erklärte Megan.

»Oh!«, sagte Amy voller Entrüstung.

Von unten drang Stimmengemurmel und das Geklapper von Besteck herauf. Jemand lachte.

»Wie bringe ich euch zwei jetzt zum Einschlafen?«

»Tut es noch weh?« Amy stupste mit einem Finger gegen meine Wange. Ich zuckte zurück.

»Inzwischen nicht mehr.«

»Mummy sagt, es ist eine Schande«, erklärte Megan.

»Ja?«

»Und sie hat gesagt, dass Albie nicht mehr bei dir ist.« Albie hatte sie oft gekitzelt und ihnen Lutscher geschenkt. Oder die Hände vor den Mund gelegt und hineingeblasen, was dann wie der Schrei einer Eule klang.

»Das stimmt.«

»Wirst du jetzt keine Babys bekommen?«

»Schsch, Amy, so was sagt man nicht!«

»Eines Tages vielleicht schon«, antwortete ich. Ich spürte ein leichtes, sehnsüchtiges Ziehen in meinem Bauch. »Aber jetzt noch nicht. Soll ich euch eine Geschichte erzählen?«

»Ja!«, antworteten beide mit triumphierender Stimme. Nun hatten sie erreicht, was sie wollten.

»Eine kurze.« Ich durchforstete mein Gedächtnis nach einer geeigneten Geschichte. »Es war einmal ein Mädchen, das lebte mit seinen zwei hässlichen Schwestern...«

Aus den Betten ertönte einstimmiges Stöhnen. »Nein, die nicht!«

»Lieber Schneewittchen? Die sieben Raben? Rapunzel?«

»La-angweilig! Erzähl uns eine, die du dir selbst ausgedacht hast«, forderte Megan mich auf. »Eine Geschichte aus deinem Kopf.«